

Das Opfer des Berufs.

Aus dem Berliner Leben.

Der Straßenbahnkassierer Steffen war ein pflichttreuer Beamter; der zuverlässigste einer. Fünfzehn Jahre war er nun im Dienst, ohne daß er sich jemals die geringste Nachlässigkeit hätte zu Schulden kommen lassen.

Steffen ging vollkommen auf in seinem Dienst. Das war väterliches Erbteil, denn der alte Steffen, ehemals strammer Unteroffizier beim Kaiser-Alexander-Regiment Nr. 1—worauf er noch sehr stolz war—und nun eisgrauer Pfortener in einem großen Mietshaus des Berliner Westens, der Alte predigte seinem einzigen außer den zehn Geboten der Bibel ernst und eindringlich das erste, eberne Gebot des Lebens: „Thue deine Pflicht!“

Und der junge Steffen, der in dem verben, alten Vater den schlaflosen Rufersmenschen sah, tappte ihm getreulich, klavisch, nach in seinem Fühlen, Denken, Handeln. Das Instruktionbuch war seine Bibel, und seinen Fahrkartenbuch hütete er ängstlich denn ein Kaufmann sein Scheibuch. Den Mangel an Intelligenz ersetzte er durch denotenen Lebereifer.

In gleichmäßigem Tempo liefen die Jahre dahin; ein Jahr immer schneller als das vorhergehende, so bünte ihm. Die einseitige, gleichförmige Tätigkeit, in die selten nur ein aufregender Zwischenfall hineingeschleudert wurde, ging ihm immer mehr in Fleisch und Blut über, ward immer mechanischer von ihm ausgeübt, so daß die Denkfähigkeit auskalkulierte und ihm die Wochen und Monate desinfierten, wie flinke Schwalben. Steffen war nicht stumpfsinnig, aber abgestumpft; alles was jenseits seines Dienstes lag, interessierte ihn nicht. Sein Leben war Dienst, und der Dienst war sein Leben.

Ein anstrengender Tag lag hinter ihm.—Der herrliche Sommerabend hatte viele Tausende von Berlinern in's Freie gelockt, die Straßenbahnen wurden gestoppt, jeder wollte noch mitgenommen werden; unaufhörlich, auf jeder Haltestelle, mußte Steffen die Ueberjährligen hinausweisen, die Flügel mit freundlicher Rede, die Störrischen mit sanfter Gewalt. Noch nie hatte er eine polizeiliche Uebertretungsstrafe zu zahlen gehabt, das war sein Stolz, so sollte es auch bleiben bis an sein seliges Ende.

Eine brüdenne Schwüle lag auf den dunklen, staubigen Straßen, fast hatte es den Anschein, als wollte in der Gluthitze der Asphalt zu einer klebrigen, zähen Masse zerfließen. Wenn Steffen an den Endstationen abstieg, so hastete der schwere, bide Stiefel an Asphalt, wie wenn klebriger Harz ihn festhielte. Der starke Sonntagsschmerz erheischte es, daß die Pausen zwischen Ankunft und Abfahrt abgekürzt wurden; kaum daß Steffen sich etwas verschafft und restauriert hatte, so schlang er sich schon stichtreu auf den Wagen und gab das Abfahrtsignal. Es erschien ihm selbstverständlich, daß an einem solchen Eiltage der Straßenbahn gearbeitet wurde, was die Kräfte hergaben. Denn wodurch unterscheidet sich der Mensch vom Thier? philosophierte er unter dem Einfluß von vier Glas Bier, die er durstig hinuntergeschluckt hatte. Der Unterschied ist der, daß das Thier zur Arbeit angetrieben werden muß und der Mensch nicht. Die Menschen aber, die nur miderwillig und gezwungen ihren Dienst thun, sind auch bloß Thiere — Arbeitsthiere.

Endlich ward der schwere heiße Tag zu Ende, er fuhr nach Hause, abgemattet und erschöpft, doch trotzdem aufgeregter von dem reichlichen und ungewohnten Biergenuß. Nun ruhte er die müden Glieder in dem behaglichen Rehnstuhle, den ihm seine Frau legt hin zum Geburtstag gekauft. Er versüßte, häufig laudend, einige extra gut belegte Schinkenbrote, pöfste eine lange, bide Fünfspenniggarre, füllte den qualenden Durst durch ein paar

Flaschen Bier und durchflog die Zeitung. Aber er war gar zu zerstreut, um Alles zu studieren, nur die Unglücksfälle und Verbrechen, die ihn einig in der ganzen Zeitung interessierten, verfolgte er eingehender.

Mit behaglichem Schauer und angenehmem Gruseln las er von einer jungen Verkäuferin, die ein Automobil überfahren und zerquetscht; las er von einem Wahnsinnigen, der sich nachts in die Spree geworfen; las er von zwei Kindern, die in Abwesenheit der Eltern aus Angst weinend auf das Fenster geklettert und in den Hof hinausgestürzt waren, wo sie mit zererschmettern Gliedern liegen geblieben.

Das Alles las er. Dann legte sich Steffen zu Bett. Aber es gelang ihm nicht, den Schlummer zu finden. Lange wälzte er sich im Bett umher. Die ungeheure Anspannung des Tages hatte eine Uebermüdung gesetzt, die ihn nicht einschlafen ließ. Auch die schauerliche Lesart hatte ihn aufgeregt, und der Alkohol that das Seine, um seine Phantasie zu reizen, seine Einbildungskraft zu figneln und seine Gedanken zu verwirren, aber nicht einzuschläfern.

Er that alles Mögliche, um sich in den Schlaf hineinzulüpfeln; er zählte von eins bis hundert, kniff die Augen energisch zu, legte sich bald auf die rechte Seite, bald auf die linke, trant ein Glas Wasser, das aber so fad und lauwarm schmeckte, daß er sich vor Ueberdauern schüttelte, versuchte, sich energisch einzubilden, daß er in einen tiefen Abgrund fiel, denn das, so hatte man ihm einmal erzählt, sollte ein gutes Schlafmittel sein. Half aber Alles nichts. Der Schlaf, der ersehnte, erquickende, ließ sich durch derlei Mittelchen nicht einfangen.

Steffen gerieth in helle Verzweiflung. So etwas war ihm denn doch noch nicht passiert. So lange er zu denken vermochte, war er eingeschlafen, sowie er zur Ruhe ging. Ja, er hatte eine so glückliche Natur, daß er dem Schlaf kommandieren konnte; wenn er wollte, so schlief er eben. Und heute? Blattschwermel! Zum Teufel, was war denn in ihn gefahren? War er vielleicht nerbös geworden, wie 'ne feine Dame?

Daß ihm das just heute passieren mußte, wo er morgen so früh in den Dienst mußte! Schön zerfchlagen würde er sein... Und er dachte an den Dienst, so schlief er endlich er endlich endlich ein.

Und der Dienst folgte ihm in den Schlaf, zähe, greifbar, lebendig. Er träumte, daß sein Wagen von der Station wieder abfahren müsse, er stieg auf den Wagen, gab das Abfahrtsignal, doch der Führer fuhr nicht... fuhr nicht. Da mußte er doch sehen, was los war — er stieg wieder ab...

Ein entsetzlicher gräßlicher Schrei gelte durch die schweigende Nacht und scheuchte die Hausbewohner aus den warmen Betten. Steffen war im Schlaf auf das Fensterbrett gestiegen, hatte das Fenster geöffnet und war hinabgesprungen. Vier Treppen hoch!

„Söhre Töchter“ in Couleur. Buntfarbige Schülerinnenmügen sind die neueste Erscheinung im Dresdener Straßendild. Nachdem es jahrgentlang als das ausschließliche Vorrecht der männlichen Jugend gegolten, das Haupt mit der bunten Couleur zu schmücken und dadurch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schule oder Schülercorporation aller Welt kundzutun, wollen neuerdings auch die holden Mägdelein in diesem Punkte ihren männlichen Studiengenossen gegenüber nicht mehr nachsehen. In Dresden haben die Schülerinnen der städtischen Höheren Töchterchule zu Dresden-Neustadt seit einigen Tagen den Anfang gemacht und mit Genehmigung des Lehrerkollegiums eine uniformirende Schülerinnenmüge eingeführt. Die Müge ist dunkelgrün, am unteren oberen Rande mit Goldstreifen versehen und trägt an der Vorderseite in dreieckiger Goldrahmenrahmung den Buchstaben „N“ (Neustädter Töchterchule). Der Form nach ähnelt sie einer breitdeckeligen Matrosenmüge ohne Bänder und steht recht hübsch zu Gesicht.

Alter Brauch. In einem Engrosgeschäft ist eben ein junger Buchhalter eingetreten und bemerkt mit peinlichem Erschrecken, daß ihn die schon etwas sehr angejahre Tochter des Prinzipals auf-fallend bevorzugt. — Als er dem ersten Buchhalter sein Leid klagt bemerkt dieser: „Ja, lieber Freund, das hilft nichts; das müssen Sie sich schon gefallen lassen. — Als ich hier eintrat, wurde ich auch, als jüngster, von ihr geliebt.“

„Aber, ich bitte Sie,“ meint dieser schüchtern, „das war doch schon vor etwa zwanzig Jahren!“

Kleine Jüge aus dem Leben des Grafen Zeppelin.

Soeben erscheint im Verlage von Johannes Blanke in Konstanz eine erste Biographie des großen Luftschiffers „Graf Ferdinand von Zeppelin. Ein Mann der That“, in der A. Bömel mit schlichten Worten und warmer Empfindung aus einer tiefen persönlichen Kenntniss heraus die Lebensschicksale des Grafen schildert. Die unerschrockene Kühnheit, die Zeppelin auch bei der Erprobung seiner Erfindung beweisen sollte, lebte bereits in dem jungen Leutnant, der 1863 aus Sehnsucht nach Kampf und Abenteuer an nordamerikanischen Sezessionskriege teilnahm und sich bei einem vorwegenen Reiterangriff auszeichnete. Er unternahm auch mit zwei Russen und zwei Indianern eine Expedition um die Quellen des Mississippi aufzuspuhen. Dabei ging den Reisenden der Proviant aus, so daß sie im einsamen Urwald dem Hungertode bedroht schrien und ihre einzige Nahrung Wasserratten waren, die sie roh essen mußten. In seinem jungen Ungehäm vollführte der Graf auch ein gefährliches Brauourstücken bei den Niagarafällen. Er hatte beobachtet, wie ein Stückchen Holz den Strudel hinab zu einem Felsen getrieben wurde, und wohin das Holz gekommen, wollte auch er sich hinwagen. Er warf sich also in die braufende, brandende Fluth und gelangte glücklich bis zu dem einsamen Klippvorsprung, von dem aus sich ihm das mächtige Naturschauspiel der niederstürzenden Wasser in seiner ganzen Schönheit erschloß. Im ameritanischen Bürgerkrieg trat ihm auch zuerst der große Gedanke des lenkbaren Luftballons, der ihn durch sein ganzes Leben hinbeschäftigte, mit aller Kraft vor die Seele. Bei St. Paul in Canada machte er seinen ersten Aufstieg in einem Fesselballon und grüßte hier, fern von der Heimat, das unendliche Reich der Luft, dessen Meister er werden sollte. Bei der Belagerung von Paris im Jahre 1870 erkannte er dann die Wichtigkeit der Idee noch deutlicher, doch erst seit seinem Scheitern aus dem militärischen Dienst im Jahre 1901 arbeitete er praktisch unermülich an der Ausgestaltung seiner Pläne und Entwürfe. Kein Zweifel, sein Mißerfolg konnte von nun an die Stärke seines Glaubens und sein Vertrauen auf die Zukunft zerören. Als Zeppelin im Jahre 1894 mit seinem Vater, den Generalleutnant von Zeppelin, zusammentrat, erzählte ihm dieser, wie er gerade in den Lebenskränkungen an Ernst von Siemens' gelesen habe, daß dieser bedeutende Techniker die Konstruktion eines Luftschiffes für aussichtslos halte. Lachelnd erwiderte der Graf: „Das habe ich auch gelesen, wie wohl alles, was sich auf mein Problem bezieht und in neuerer Zeit geschrieben ist. Es darf mich aber dies nicht stutzig machen; 'enn für mich tritt naturgemäß niemand ein, weil keiner den Sprung ins Dunkle wagen will. Aber mein Ziel ist mir klar und meine Berechnungen sind richtig.“ Auch sonst sagte er wohl in diesen kritischen Zeiten: „Ich nehme es keinem Menschen übel, wenn er mich für einen Thoren hält; deshalb weiß ich doch, daß es meine Aufgabe ist, ruhig weiter zu machen und meine Idee, die ich für richtig erkannt habe, weiter zu verfolgen.“ Der höchste Trost und der stärkste Hort für den Grafen war sein unerschütterliches Gottvertrauen. Als Regimentskommandeur in Ulm wohnte er stets dem Militärgottesdienste bei, verrichtete, wenn er seinen Platz eingenommen, anständig ein stilles Gebet und hörte dann der Predigt aufmerksam zu. Auch in seinem Regiment wußte er ohne allen Zwang einen frommen und religiösen Geist zu verbreiten. Nach seinen ersten großen Erfolgen im Sommer 1900 sagte er, als man von der kunstvollen Lenkung und Führung des Menschen-schiffes durch Gott sprach: „Ja, Gott ist der Künstler und ich bin sein Werkzeug.“ So lebte er allen Ruhm für sich in demüthvoller Bescheidenheit gegen den Höchsten ab. Eine ungeheure Arbeitsleistung hat Zeppelin vollbracht, bis er mit seiner Erfindung durchdrang. Er ist ein unermüdlicher Arbeiter. Als man einmal vom „Achtstundentag“ sprach, sagte er: „Damit käme ich bei weitem nicht aus; ich wüßte nicht, wie ich meine Arbeit bewältigen sollte.“

Ein Beispiel aus neuester Zeit mag seine nie ermattende Thätigkeit, seine stets ausdauernde Energie beleuchten. Am 19. Juni 1908, dem Tag, an dem die Versuche mit dem neuen Luftschiff beginnen sollten, war der Graf schon um 4 Uhr Morgens auf, um zur Halle nach Manzell zu fahren. Dort sollte die Füllung des Ballons erfolgen. Alle Vorbereitungen waren dazu in einer geradezu vollendeten Weise getroffen. Es gab viel Arbeit für den Unermüdlichen den ganzen Tag durch. Und als die Mitternachtsstunde schlug und alles schon der Ruhe pflegte, da war der Arbeitsstag des Grafen noch nicht zu Ende. Nun sah er noch die angelommenen Briefe und Telegramme durch; und deren Zahl war selten klein, oft

aber riesengroß. Auch mußten eilige Korrespondenzen erledigt werden und meteorologische Beobachtungen gemacht werden. So ging die Nacht dahin. Raum hatte er am Morgen etwas zu sich genommen, dann Gelehrte oder die Vertreter des Kriegsministeriums, des Reichsamts des Innern, der Marine und viele andere empfangen, da fuhr er wieder hinaus auf seinem Motorboot „Württemberg“ nach Manzell. Um halb fünf Uhr Nachmittags trafen die Gäste und die Vertreter der dem Aufstieg in amtlicher Eigenschaft beimohnenden Behörden von Manzell ein. Der Graf war in der Halle des Luftschiffes beschäftigt, um die letzten Anordnungen vor der Fahrt zu treffen. Leider kam es an jenem Tage nicht zur Fahrt. Mit der ihm eigenen Ruhe und mit klarer Stimme theilte er seinen Gästen mit, daß eine kleine Havarie die Ausfahrt für jetzt verhinderte. Da galt es, sich nicht selber enttäuschen und entmutigen lassen, sondern getrost weiter zu arbeiten, um auch diesen Berg wieder zu überwinden. Seinem Grundgatte treu, niemals aufzufahren, wenn nicht absolute technische Sicherheit für die Mitsahenden vorhanden sei, konnte und durfte er nicht fahren, wenn er auch persönlich die Ausfahrt gewagt hätte. Es hatte sich herausgestellt, daß ein Auspuff-Stoffmantel unrichtig war, obwohl er von einer der renommiertesten Fabriken geliefert war. Aber es ist bezeichnend für die edle Gefinnung des Grafen, daß kein Wort des Unmuths über die Unzuverlässigkeit der Fabrik laut ward, kein Zug in seinem Antlitz verrieth die Schwerenttäuschten. Ruhig nahm er sein Schwimmbad wie alle Tage im See, dann verarmelte er am Abend, wie gewohnt, einen kleinen Kreis um sich und unterhielt sich mit Heiterkeit und Würde in der ihm eigenen selbstlosen und vornehmen Art. Und als sich seine Gäste um 10 Uhr empfahlen, da ging der Graf in sein Bureau — um zu arbeiten.

Das Alter des Sultans und der türkische Kalender.

Am 14. September dieses Jahres hatte der Sultan das 66. Lebensjahr vollendet, aber nach türkischer Zeitrechnung ist er mindestens 68 Jahre alt geworden. Diese befremdliche Schwankung der Altersberechnung erklärt sich aus der Sonderart des Kalenders der Mohammedaner, die nach dem Beispiel der Alten noch nach dem Mondjahr rechnen, das sich gar nicht nach dem Sonnenjahr richtet. Infolgedessen umfassen ihre Monate auch die Dauer eines vollen Mondwechsels, mit anderen Worten, die Monate zählen 29 oder 30 und die Monate zwölf Mondwechseln bestehenden Jahre 354 oder 355 Tage. Der mohammedanische Kalender datirt aber noch immer nach der Hebschra, der am 16. Juli 622 nach Christus erfolgten Auswanderung des Propheten von Mekka nach Medina. Da nun das Mondjahr um elf Tage kürzer als das Sonnenjahr ist, so ist dementsprechend die türkische Zeitrechnung unserem Kalender elf Tage voraus, da das laufende türkische Jahr 1326, das nach dem Gregorianischen Kalender am 4. Februar 1908 begonnen hat, nicht am 4. Februar, sondern schon am 23. Januar 1908 sein Ende erreicht. Die türkischen Jahre sind mit einem Wort kürzer als die unsrigen und verschoben des Datum des Jahresanfangs, den 1. Moharrem, der infolgedessen in die verschiedensten Jahreszeiten fallen kann. Aus dem Befagten ergibt sich die Differenz im Altersunterschiede des Sultans von selbst. Abul Hamid ist am 22. September 1842 geboren, wurde also am 22. des letzten Monats nach unserer Kalenderrechnung 66 Jahre alt. Berücksichtigt man die elftägige Differenz zwischen unserem und dem mohammedanischen Jahr, so ergibt ein einfaches Multiplikationserempel, daß die Türken am 14. September des 68. Geburtstag ihres Souveräns feierten.

Ein Fisch als Arzt.

In die reichen Sammlungen des Londoner Zoologischen Gartens sind zahlreiche Vertreter eines kleinen Süßwasserfisches eingeliefert worden, der auf der westindischen Insel Barbados zu Hause ist und dort wegen seines maßenhaften Vorkommens den Namen „Million“ bekommen hat. Dies kleine Wesen sollte vom Menschen eigentlich so recht gehgt und gepflegt und über die ganze Erde verbreitet werden, vorausgesetzt, daß die ihm zugeschriebene Tugend nicht auf Täuschung beruht. Auf Barbados sind die Leute jedenfalls fest davon überzeugt, daß sie es allein diesem Fisch zu verdanken haben, daß es auf der Insel so wenig Malaria gibt, obgleich diese Seuche auf den übrigen Inseln dieses Meergebietes in bedeutendem Maße herrscht. Es läßt sich nun auch sehr wohl denken, daß die ungeheuren Mengen, in denen der kleine Millionfisch alle Süßwassersammlungen bis zu kleinen Teichen hinab bevölkert, zu einer Vernichtung der Mückenlarven führen, von deren Entwicklung die Verbreitung der Ma-

laria, wie man jetzt weiß, abhängig ist. Die große Gefräßigkeit, die jenes Fischlein auszeichnet, ist ihm in diesem Fall sogar besonders hoch anzurechnen. Dabei ist es ein winziges Geschöpf. Die Männchen werden wenig über ein Zentimeter lang, sind aber mit glänzenden Regenbogenfarben und mit großen schwarzen Flecken an den Seiten geschmückt; die Weibchen werden erheblich größer, entbehren dafür aber der schönen Färbung.

Die Tinte der alten Römer.

Bei den Ausgrabungen im alten Römerkastell bei Haltern in Westfalen hatte man u. a. auch ein Bronzegefäß gefunden, das mit einer schwarzen Flüssigkeit gefüllt war. Man übergab Gefäß und Inhalt Dr. G. Raffner zur Untersuchung, der nun, wie die Umschau dem „Archiv der Pharmacie“ entnimmt, festgestellt hat, daß die Flüssigkeit eine Tinte darstellt, die aus einem Gemisch von Ruß, Harz, Eisen und organischen Stoffen hergestellt war, also mehr einer Tusche ähnelte. Da nun das Römerkastell bei Haltern in die augustinische Zeit gelegt wird, so ist aus dem Fund zu schließen, daß die Römer sich ebenso wie bereits die Chinesen und Ägypter einer Art Tusche als Tinte bedienten.

Edison's erste Erfindung.

Anlässlich des jüngst aufgetauchten Gerüchtes, Edison wolle seine Erfinderverlaufbahn aufgeben, erzählt ein englisches Blatt die Geschichte seiner ersten Erfindung, ein drolliges Ereignis aus seiner Kindheit. Edison war als Kind schon das, was man einen „hellen Jungen“ nennt. Eines Tages vermissten ihn seine Eltern und entdeckten ihn nach langem Suchen im Hühnerstall, wo er, wie sie aus ihm herausfragten, für die nächsten drei Wochen zu bleiben gedachte. Er sah sehr schmutzig aus und war mit zerdrückten Hühnererieren besetzt. Natürlich fragte man, was er da eigentlich wollte. „Nun,“ sagte er, „ich dachte, wenn die Hühner Eier ausbrüten können, wenn sie sich darauf setzen, so könnte ich es auch.“ Dann mußte das Erfindergenie einer Säuberung unterzogen werden.

Galant.

Dame: Ich habe ausdrücklich harte Eier bestellt — und nun bringen Sie mir weiche! Kellner (schmachkend): Wer könnte bei Ihrem Amblid auch hart bleiben?

Berechtigter Irrthum.

Fremder (in die Universität einretend): Kann man hier ein gutes Glas Bier bekommen? Kastellan: Hier ist doch kein Wirthshaus. Fremder: So, ich hab' nur gemeint, weil so viele Studenten hineinlaufen!

Nach eine Verabingung.

Nun, wie geht es denn Ihrer reichen Erbante? D, ganz gut! — Jedes Neujahr schickt sie uns eine Ansichtspostkarte: „Ich lebe immer noch, Kinder!“

Der liebe Nacht.

Ich bin fest überzeugt, daß Du Deinen Bräutigam weniger lieben würdest, wenn er arm wäre! Durcheinand nicht! Ich würde ihn bloß nicht heirathen!

Unangenehm.

Gerichtsdienner (zu einem Herrn, der vor dem Gerichtsgebäude auf und ab geht): Wartet der Herr hier auf jemanden? Herr: Ja! — Mir war es vorhin, als hätte ich einen alten Bekannten von mir, einen geirren Herrn Leberl hineingehen sehen. Gerichtsdienner: Ganz richtig, es war der Herr Leberl! — Aber Sie, auf den warten Sie lieber nicht, der kommt erst in vier Monaten wieder heraus!

Erfolg.

Herr (zum Besitzer eines kleinen Blattes): Haben denn in Ihrem Blatte auch Heirathsannoncen Erfolg? Besitzer des Blattes: O, vor vier Monaten hat erst einer eine Heirathsannonce hineingeworfen, heute ist er schon wieder geschieden!

Viel Geld.

Sie: Ob denn der Müller wirklich so reich ist, wie er thut? Er: Freilich, sonst könnt' er sich doch nicht einen Baron als Schwieger-sohn leisten!

Eine Schandwürdigkeit.

Münchenerin (zu einer Bekannten): Sie, Frau Schwammerl, seit gestern hab' ich an altschulischen Studenten im Quartier. Frau Schwammerl: Sie, den muß ich schau'n!

Aus dem Gerichtssaal.

Haben Sie noch etwas zu sagen, Angeklagter? ... Sie haben gehört, zehn Jahre hat der Herr Staatsanwalt beantragt. Ja, ich mein', das wär' doch ein bisschen gar zu verschwenderisch mit der Zeit umgegangen!

Basend.

A.: Nun, wie geht es denn Ihrem Sohn? Er ist ja wohl Mustikus geworden? B.: Ja, augenblicklich ist er Bauführer. A.: Verdient er denn dabei genug? B.: „Na, er schlägt sich so durch.“

Eine doshafte Range.

Meisterin: Hier, Gustav, weil heute Dein Geburtsstag ist, schenke ich Dir einen Zehner! Lehrling: Schönsten Dank, Frau Meisterin, aber Sie hätten mich doch auch etwas vorbereiten sollen, bedenken Sie doch, auch das Uebermaß der Freude kann tödten!

Was gegeben.

Dider Arzt (zur dicken Patientin): Ja, meine liebe Frau, da kann ich Ihnen nur eins raten, essen und trinken Sie weniger, dann werden Sie gesund werden. Patientin: Na, Herr Doktor, Sie haben doch Ihren Bauch auch nicht vom Fasten.

Die Ausnahme.

Du mußt doch immer widersprechen! Das ist nicht wahr! Allerdings: einmal hast Du's — leider, nicht gethan; das war damals, als ich Dich fragte, ob Du meine Frau werden wolltest.

Bedient.

Vorübergehender (zu einem Angler): Na, beißen sie? Angler (geärgert): „Ne, beißen ich nicht, aber runterhauen thu ich Ihnen ene, wenn Sie mir ugen woll'n!“



„Geben Sie mir noch eine Schachtel von den Pillen, die ich gestern für meinen Papa geholt habe!“ „Sind sie deinem Vater gut bekommen?“ „Das weiß ich nicht — aber sie passen ganz famos in mein Blästrohr!“